

Ika Hügel-Marshall, Nivedita Prasad  
und Dagmar Schultz (Hg.)

**MAY AYIM**  
Radikale Dichterin, sanfte Rebellin

In Zusammenarbeit mit  
Regina M. Banda Stein

UNRAST

David Nii Addy<sup>1</sup>

## Ein Stück des Weges gemeinsam

May und ich haben uns in (West-)Berlin im Jahr 1985 kennengelernt. Zu jener Zeit trug May *Opitz* noch den Namen ihrer Pflegefamilie. Sie war damals mit ihren 25 Jahren fünf Jahre älter als ich, aber zwischen uns hatte sich bereits nach wenigen Wochen eine sehr enge und besondere Freundschaft entwickelt.

Inspiziert vom Berliner Szeneleben, trafen wir uns zu Hause oder in Kreuzberger Kneipen, Eiscafés und afrikanischen Community-Treffpunkten zum Austausch und Philosophieren. Deutschland und Ghana waren jeweils die Herkunftsländer unserer Eltern. Lange Telefonate, viele Briefe und stundenlange Diskussionen über Privates als auch Politisches. Gemeinsam, aber an unterschiedlichen Orten, waren wir in unserer Jugend in der deutschen Anti-Apartheid-Bewegung engagiert und hatten uns mit eigenen und globalen Diskriminierungserfahrungen auseinandergesetzt. Auch das Interesse an afrikanischer und afro-amerikanischer Literatur bzw. Musik verband uns. Doch während ich damals vor allem auf Reggae schwor, ging May lange Zeit in Berlin doch lieber in die alternative Rockdisco *Bronx*. Ich begleitete sie dorthin nur einmal, lernte an jenem Abend dort aber meine spätere Frau kennen.

In unserer über 10-jährigen Freundschaft waren May und ich zu unterschiedlichen Zeiten deutsch-ghanaische Geschwister, enttäuschte Geliebte, afrodeutsche Weggenoss\_innen und >Visionäre< sowie politische Verbündete:

»Zu Dir möchte ich sagen, dass ich Dich sehr, sehr gerne mag. Es ist, als wärest du der Lieblingsbruder, den ich mir oft erträumt habe. Du hast für meine >Offenbarung<, von der ich glaube, daß sie wirklich >ein Teil meines größten

---

1 May widmete 1986 Nii das Gedicht *am anderen ende der revolution* (Ayim 1995: 80f.).

David Nii Addy  
mit May Ayim  
© privat



Geheimnisses< ist, Deine Offenheit und Dein >ja< geschenkt« (Brief von May Ayim: 7.1.1986).

May war immer sehr spontan und gefühlvoll, wenn es ihr gut ging. Sie hatte zumeist einen ungebrochenen Optimismus und war immer für Überraschungen gut:

»Noch 30 Minuten dann ist das Jahr 1987 zu Ende. Ich bin sehr gespannt und optimistisch was 1988 angeht. [...] Das einzig Unangenehme ist, daß die Wohnung natürlich eiskalt ist. Ich werd deshalb auch bald zum Tanzen aufbrechen. Das 1988 tanzend zu begrüßen, halte ich für eine gute Tat. [...] Ja, so sieht es aus, geliebter und geschätzter Nii. Ich hoffe, ich höre bald wieder von dir. Wenn sich die Gelegenheit gibt, werde ich Dir wieder ausführlicher über die Welt der Ereignisse und meiner Gefühle schreiben und vielleicht auch das Gedicht, das ich neulich – nach langer Pause – geschrieben habe« (Brief von May Ayim: 31.12.1987).

May berichtete mir bald von ihrer Arbeit an dem Buchprojekt *Farbe bekennen* (Oguntoye et al. 1986) und dem Einfluss von Audre Lorde darauf. Ich machte sie mit meiner Familie sowie anderen Schwarzen Freund\_innen und Aktivist\_innen in Berlin bekannt. May war anfangs überrascht, so viele unterschiedliche und selbstbewusste afrodeutsche Jugendliche im Umfeld meiner Familie zu erleben. Wenn die Diskrimi-

nierungserfahrungen auch ähnlich erschienen, waren die Biografien und Lebenswelten von uns doch sehr unterschiedlich.

Die Dokumentation der unterschiedlichen Erfahrungen von älteren Afrodeutschen war May immer ein besonders großes Anliegen. So schrieb sie mir am 25.12.1987:

»Am Sonntag den 5.12.87 ist abends die Doris [...] gestorben, die Schwester von Abenas Großmutter. Ein paar von uns waren bei der Beerdigung. Wir haben auch einen Kranz im Namen von unserer Gruppe besorgt. So traurig wie es ist, hat sie damit auch ein Zeichen gegeben. Nämlich, daß wir uns stärker um die Generation unserer älteren Schwestern und Brüder kümmern müssen. Sie haben nicht mehr ewig Zeit, um uns ihre Erfahrungen, Hoffnungen und Wünsche mitzuteilen. [...] unabhängig davon, ob es je zu einem Forschungsprojekt kommt, sollten wir bald den Schritt tun, ältere Schwarze Deutsche zu interviewen.« (Brief von May Ayim: 25.12.1987)

Inspiziert durch die gemeinsamen Gespräche und Ideen, hatte ich Mitte der 80er-Jahre in meiner Neuköllner Wohnung auch die ersten Treffen von Afrodeutschen in Berlin initiiert, an denen May und viele andere spätere Mitstreiter\_innen teilnahmen, die an der Gründung der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* mitwirkten. Gemeinsam knüpften wir in den Folgemonaten viele Verbindungen zu anderen bundesdeutschen Initiativen, zu afrikanischen und afro-amerikanischen



Oliver Safo  
mit May Ayim  
© privat

Intellektuellen und Künstler\_innen. Diese Einflüsse und das epochen-ähnliche ›Ende der Vereinzelung‹ waren für die Politisierung von May und die allmähliche Herausbildung einer Schwarzen Bewegung ebenso wichtig wie das Wirken der internationalen Frauenbewegung, der sich May in all den Jahren stark verbunden fühlte.

Zu viel Nähe konnte für May allerdings auch bedrohlich sein. Trotz der vielen Gemeinsamkeiten, dem vereinenden Engagement und den immer wiederkehrenden Momenten der Nähe, war ich oft von der plötzlichen Distanz und May's Bedürfnis nach dem Alleinsein überrascht. Dabei war sie sich ihrer ambivalenten Gefühle und Verhaltensweisen häufig sehr bewusst. Diese hingen aus ihrer Sicht:

»[...]natürlich auch mit meinem eigenen Bedürfnis nach Liebe und der gleichzeitigen ›Angst‹ davor zusammen [...]. Ich habe das Gefühl darauf – zumindest momentan – nur mit völliger Abschottung meinerseits reagieren zu können. Aber dann ersticke ich vielleicht.« (Brief von May Ayim: 1986)

Die stark belastete Beziehung zu ihrer Pflegefamilie spielte bei dem widersprüchlichen Bedürfnis nach Nähe und Distanz sicherlich auch eine nicht zu unterschätzende Rolle:

»Am vorletzten Wochenende war ich nach 3 Jahren Pause mal wieder bei Familie Opitz. Ich kam zum 79. Geburtstag meiner Oma und blieb 2,5 Stunden. Nach einem erstaunten Hallo gab es bald nicht mehr viel Gesprächsstoff über Persönliches. Für den begrenzten Zeitraum ließ sich das allgemeine Blabla ganz gut verkraften. Es war interessant und auch amüsant meine Eltern und Geschwister, die Cousinen und eine der Tanten nebst Onkel mal wieder zu sehen. [...]. Der Besuch hat mir gezeigt, dass ich sie (Familie) für mein Wohlbefinden nicht benötige, und daß ich mich jetzt stark genug fühle, ihnen das Stück Seelenfrieden zu geben, das von meinem Verzeihen abhängig ist. Nii, ich umarme Dich [und] ich hoffe, Du schreibst bald wieder.« (Brief von May Ayim: 25.4.1988)

Auch der Wunsch, das Vaterland Ghana zu erleben, wuchs trotz vieler Erzählungen und Ermunterungen meinerseits zu jener Zeit nur langsam. Mit der Zeit freundete sie sich aber mit dem Gedanken an und schrieb:

»Ich würde so gerne mit Dir nach Ghana fahren, Nii! Zur Zeit könnte ich mir kaum etwas Schöneres vorstellen. In letzter Zeit hatte ich zu viel Arbeit

und zu viel Enttäuschungen« (Postkarte von May Ayim aus München nach Berlin: 10.05.1986).

Als May dann später im Rahmen eines Freiwilligeneinsatzes tatsächlich nach Ghana kam, besuchte sie auch kurz meinen Bruder und mich bei Familienfreunden in Tema. Ich besuchte sie auch an ihrem ländlichen Einsatzort in Agona Swedru in der Central Region, aber richtig >angekommen< wollte sich May damals noch nicht fühlen. Trotz der vielen ghanaischen Emigrant\_innen und internationalen Verbindungen stachen deutsch-ghanaische Besucher\_innen im westafrikanischen Alltag der 80er-Jahre doch noch sehr heraus. Es verwundert vielleicht auch nicht, dass es noch vieler weiterer Begegnungen und persönlicher Erfahrungen bedurfte, bis sich May mit Ghana als zweitem Herkunftsland eindeutiger identifizieren konnte.

Andere Bezugspunkte fand May auch in den USA, wo es ein wachsendes Interesse an ihren Arbeiten und Erfahrungen gab. Doch ihr engster Freundeskreis blieb trotz vieler internationaler Erfahrungen lange Zeit überschaubar:

»Nach 3 Wochen New York bin ich nun seit drei Tagen in Bloomington (Indiana), einer nicht sehr fesselnden Kleinstadt in der Nähe einer KluKluxKlan Hochdomäne. [...] Ich habe New York mit vielen verschiedenen Eindrücken und Gefühlen zurückgelassen. Die Konferenz war sehr intensiv, ausgefüllt und anstrengend. [...] Es wäre schön gewesen, Dich in Chicago zu besuchen. [...] Grüß Dein Brüderchen und Griet und Deine Mutter. Es ist tierisch heiß hier und ich muß jetzt ins Bett. Du schläfst jetzt bestimmt schon tief und fest« (Brief von May Ayim: 1988).

Ihre Ausbildung zur Logopädin im Anschluss an ihr Studium war ein wichtiger beruflicher Meilenstein, der Mays vielfältige kreative Fähigkeiten im Umgang mit Sprache und Menschen deutlich machte:

»Die letzten Tage hat sich sehr viel ereignet. Ich habe die Kinder kennengelernt, die ich fortan mit einer Mitschülerin zu therapieren habe, und die erste Kontaktaufnahme hat unheimlich gut geklappt. Der Kleine, mit dem ich zu spielen hatte, hat am Anfang überhaupt nicht gesprochen (die ersten 10–15 Minuten). Er ist dann nach und nach auf meine Phantastereien voll eingestiegen (ich bin mit ihm nach Afrika geflogen) und mit hochroten Wangen hat er ganz begeistert den Raum verlassen. Das war auch für mich ein unheimlich



David Nii Addy, May Ayim, Prof. Abdul Alkalimat, Berlin 1986 © privat

tolles Erlebnis, wo ich mir doch kaum vorstellen konnte, mit einem so kleinen, zudem noch schüchternen Kind etwas anfangen zu können. [...]. Mir geht es übrigens sehr gut. Ich habe mich lange nicht mehr so gefühlt. Unabhängig von dem Wirbel, der um mich herumzieht, spüre ich im Innern ein beruhigendes Gefühl von Zuversicht und Glücklichein. Ich umarme Dich, May« (Brief von May Ayim: 24.10.1987).

Anfang der 90er-Jahre fuhr ich mit May zur *International Bookfair of Radical Black and Third World Books* nach London, wo wir gemeinsam Panels zur Situation von Afrodeutschen und Migrant\_innen nach der deutschen Wiedervereinigung bestritten und dank der Vermittlung des afro-amerikanischen Soziologieprofessors Gerald McWorter alias Abdul Alkalimat, der einige Jahre zuvor einen Gastaufenthalt an der Freien Universität absolviert hatte, auf berühmte Mitstreiter\_innen aus der ganzen *Black Diaspora* trafen (vgl. z. B. Harris et al. 2005). Hierzu zählte auch Linton Kwesi Johnson, der eng mit den Organisator\_innen der Buchmesse um John La Rose zusammenarbeitete und dessen politische Dub-Poetry von May und mir sehr geschätzt wurde. Während ich mich gemeinsam mit anderen Aktiven um jugendlich-improvisierte sozialwissenschaftliche Analysen des deutschen Migrationsregimes bemühte, stieß damals vor allem Mays ungewöhnliche poetische Darbietung der

afrodeutschen Lebensrealitäten auf großen Widerhall. Ihre prägnanten, scharfen, teils humorvollen Beschreibungen vertonten die schmerzhaften Erfahrungen einer ganzen Generation und widersetzten sich den Zuschreibungen und der Überheblichkeit einer ebenso ignoranten wie dominanten Mehrheitsgesellschaft.

Ob in Berlin, Frankfurt, London oder Accra – wir teilten Ideen, Schlafplätze und gemeinsames Engagement an vielen Orten und bei vielen Gelegenheiten bis in die frühen 90er-Jahre. Beeindruckt von ihrer sprachgewaltigen Kunst, ihrer Entschlossenheit und Stärke wurde sie auch nach ihrem Tod schnell zu einer afrodeutschen Ikone – ihre große Einsamkeit und Verletzlichkeit sahen hier wie dort Wenige. Wenn nötig, zog sie sich tagelang zurück und fand den Umgang mit engen Freundschaften nicht immer leicht. 1989 schrieb sie mir in einem Brief nach Frankfurt:

»In den letzten Wochen bin ich kaum vor die Hütte getreten, weil mich die Schule und meine Auseinandersetzungen, die ich dort hatte, dermaßen geschafft hatten, daß ich daheim nur noch zum Relaxen fähig war und kaum noch jemand vor Augen haben wollte« (Brief von May Ayim: 1989).

In der ersten Hälfte der 90er-Jahre war May trotz vieler Rückschläge aufgeblüht, voller Schaffenskraft, Kampfeswillen und nicht nachlassender Energie. Während dieser Phase entwickelte sie die Ideen, schriftstellerischen Grundlagen für ihren wachsenden Erfolg und ihre damals völlig neue, berührende und zugleich mitreißende Vortragsweise.

Mitte der 90er-Jahre hatten wir uns dann ein wenig aus den Augen verloren. Die alten afrodeutschen Bezugspunkte waren mir zu eng geworden. Zunehmend waren internationale Orientierungspunkte für meine persönlich und professionelle Entwicklung in den Vordergrund gerückt. Zudem war May tief in ihre Arbeit und eine komplizierte Liebesbeziehung verstrickt. Ich arbeitete in der Schweiz und hatte ihre vorangegangene Erkrankung nicht in ihrer ganzen Schwere mitbekommen. Ich hörte in einer Genfer Telefonzelle durch meine über 90-jährige Großmutter von ihrem Tod – einen Moment den ich ebenso wie May nie vergessen werde.

Ihr persönlicher Mut, ihre Kreativität und ihre Energie waren beeindruckend, ihre wiederkehrenden Zweifel, Erschöpfung und Ängste pflasterten aber bis zuletzt ihren Weg – sie sind für mich ein wichtiger Teil der Erinnerung an eine ewige Freundin.

### David Nii Addy

Nii war ein enger Freund Mays und in den 1980er-Jahren Mitgründer der afrodeutschen Bewegung in Berlin. Geboren wurde er in London als Sohn deutscher und ghanaischer Eltern. Derzeit leitet er ein Kooperationsprogramm mit der Afrikanischen Union in Addis Abeba. Zuvor arbeitete er am *Kofi Annan International Peacekeeping Training Centre* (KAIPTC) in Accra und bei der *International Labour Organisation* (ILO) der Vereinten Nationen in der Karibik und in Genf. Außerdem war er Mitarbeiter an der Freien Universität Berlin und unabhängiger Experte für das Deutsche Institut für Menschenrechte und andere Organisationen. Er hat einen Master-Abschluss in Politikwissenschaften, einen Abschluss in African American Studies der Universität von Illinois in Chicago und ein Postgraduierten-Zertifikat vom Deutschen Institut für Entwicklungspolitik. Spezialisiert ist er auf Internationale Beziehungen und die Zusammenarbeit mit Afrika in den Schwerpunkten Friedensförderung, Migration und Menschenrechte.



© privat